

...tinds",
is zum
n dreht
von Dr.
In der
tur die-
n Volke

...richtete
verband
as Zeu-
stfalten-
hen der
npropa-
en West-
ld" vor-
verban-
n Wer-
ner

...ebiet
durch-
Organe
Anlagen
en, ober
nufen in
Zusam-
Freude".
de diese
rie nach
ie" und
durchge-
sen der
welche

...Bericht-
ohne
not-
als für
zwischen

...en. Im
n Auto-
ststraßen
Indu-
nur auf
sen, auf
eter eine
uch beim
tigt wer-
ur Spitze
ner von
chließlich,
Düsseldor
urg. All
seien ge-
erlehr zu

...W
konten ein-

...urg
Zweigstelle
beginnt!

...schen
n von
ruf!
ban!

...und Kundendienst
HRENS
...asseler Straße
...rger Kreisblatt

...he

...ber 1935

Der Beamte (spannend):
„Wie?“, sagte er und machte feucht.
„Sie hinter ihm die Treppe hinunter gingen, beugte sich
Sotte möglich zu Erich hinüber.“
„Wie hast Du nur ahnen können, daß ich in Gefahr war?“
haupte sie.

Der Soldat

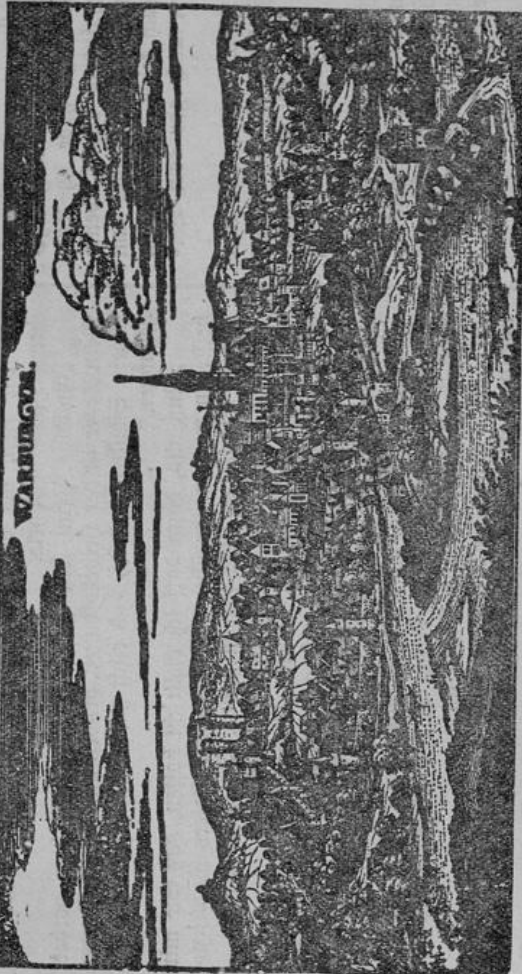
Geschichtliche Skizze von Peter Gort

Im Hause des Färbermeisters Ritter zu Wüzburg herrschte gedrückte Stimmung. Der alte Färber konnte mit seiner Tochter Karoline nicht mehr fertig werden; das Mädchen wollte von der Ehe mit dem Kandidaten der Theologie Stod nichts wissen und hören.
Und weshalb? Weil sie sich Grillen in den Kopf gesetzt hatte. Eine Liebeshochzeit mit einem Unteroffizier, der sich als ein solches Kandidat, der sehr bald die ausformulierte Pflichtenstelle in Stadthagen erhalten würde! Was war dagegen ein solcher Windhund wie der Kriegsschüler Echnaport aus Bordenau?
Ein unglücklicher Zufall brachte es mit sich, daß bei einem sonntäglichen Besuch zum Kaffee der Kriegsschüler und der Karoline zufammentrafen. Der Färber hatte den Kandidaten gut gegungen, aber wie der Kandidat in seiner hochmütigen Art zu schimpfen anfing, da mußte dem Unteroffizier Echnaport die Galle hochsteigen.
Es war die Rede auf den Konfessionsrat Herder, den berühmten Dichter, gekommen, den der Graf Wilhelm nach Wüzburg berufen hatte. Der Kandidat war nicht gerade freundlich mit diesem Herrn verfahren. Wenn er selber erst in Stadthagen im Amt säße, so prägte er, dann würde alle Welt von ihm, Stod, Großherzog, überhäupt: der hochwohlgeborene Graf mache nicht wenig Fehler. Vieles müßte sich im Lande ändern. Da wolle der Graf ein Gefolge aus Leuten rufen, nach dem jetzigen Echnaport zum Kriegsdienst verpflichtet sei. Das handelte es sich, zumal die Kriegsschüler vom Christentum nichts verstanden.
Als der Kandidat das sagte, sprang der Kriegsschüler, der bis jetzt an sich gehalten hatte, auf. Er schüttelte den Herrn Stod gewaltig hin und her, öffnete schließlich die Haustür und gab ihm einen so kräftigen Stoß, daß der Kandidat der Kante nach auf die Gasse fiel. Als Echnaport heftig die Tür von innen aufschloß, stand der alte Färber vor ihm, grau im Gesicht vor Ärger. Er reichte dem Kriegsschüler dessen Mütze: „Nicht Euch in meinem Hause nicht wieder sehen!“

Es war drei Tage später. Der Graf Wilhelm ließ hinter dem Schreibtisch, ihm gegenüber, beim Vortrag der Konfessionsrat Herder, ein noch junger Mann.
„Die Zeugnisse des Kandidaten Stod, Echnaport“, sagte Herder, „sind wohl eingekommen, aber ich möchte doch nicht verhehlen, daß ich sie andererseits recht misshandelt finde.“
„Aber er ist nun einmal ein notwendiges Übel“, meinte Echnaport, „möglich, daß der Kandidat ein Übel ist, aber er ist nicht sehr voll, der Graf des Wilhelmstums hat Tausende verglichen, und der Kandidat soll hunderttausend Taler in der hannoverschen Lotterie gewonnen haben, davon hat er vier-tausend Taler in meine Schatzkammer eingezahlt. Ich kann daher diese Ordination nicht annehmen.“
Im übrigen: Ihr habt Euch verschiedentlich für einen meiner Kriegsschüler eingesetzt. Nur den Unteroffizier Echnaport: Ihr wolltet wissen, er wäre ein Geist, ja, ein Genie. Nun, dieser Kriegsschüler sitzt in Arrest — und weswegen? Wegen eines Augenspiels auf diesen Kandidaten Stod. Es scheint eine tolle Sache gewesen zu sein...
„Eure Durchlaucht!“, versuchte Herder einen Einwand — er erregte fort und nahm aus einer Tischlade einen Kuflon aus bedrucktem Wachs. „Ich bin auch unter die Schreiber ge-gangen. Seht her, mein Schriftstück heißt: Aber Religion und daß der Militär die Verteidigungskunst. Ich bin der Ansicht, daß der Militär am stärksten ist, in dem wahren Bewusstsein herrscht. Denn nicht für den Ruhm wirkt der Soldat das Leben

Es war eine lange Unterredung zwischen Herder und dem Grafen Wilhelm. Der Graf war zuerst nicht wenig verlegen. Vor einer Stunde hatte ihm sein Kammerdirektor die neuesten Zeugnisse über den Kandidaten Stod vorgelegt. Demnach war dieser nicht sehr weit entfernt von einem Schwärmer. Durch ge-fährliche Zeugnisse hatte er sich im Geiste eine Paronassische erheben lassen.
Eine Stunde später stand Echnaport vor dem Grafen. „Unteroffizier Echnaport!“, sagte Herder, „Ihr habt Euch für einen Kandidaten Stod eingesetzt. Ihr solltet Euch darüber Rechenschaft geben, daß es auf dem Wilhelmstum so wird hergehen.“
„Aber, Eure Durchlaucht!“, sagte Echnaport, „Ihr solltet Euch überlegen, eine Meinung zu unterbreiten, die in meinen ge-schäftlichen Gedanken eingedrungen ist? Und der Kandidat hat etwas gesagt, was ich ähnlich schon mit Wangen und Wachs in mancher Gesellschaft gehört habe. Freund und Feind haben zu oft den Kandidaten verachtet, sie haben in ihm nichts als ein notwendiges Übel. Aber, Eure Durchlaucht, ich denke, demnach müßte sich jeder Soldat auch betragen!“
Während der Unterredung herrschte tiefes Schweigen. Dann nahm der Graf von der Tischplatte die Mütze seines Schriftweises hoch und gab sie Echnaport. „Seht Sie das, bevor es in Brand ge-geben wird! Im übrigen werden Sie sofort auf die Insel zum-treten, Herr — Leutnant Echnaport!“

Warburger Worte



Wöchentlich zweimal erscheinend
Unterhaltungsbeilage
des **Warburger Kreisblattes**
Die sich besonders der Pflege und Verbreitung des Heimatgefühls annimmt.
Besondere Beiträge willkommen
Nachdruck der Originale ist ohne Ge-bühr
Schriftleitung: A. Schaller, Warburg

Nr. 85
26. Oktober 1935
9. Jahrgang
Der Jungbauer vom Heidehof
Roman von Otfried von Hanstein
Hrheb.-Rechtschub: Drei Quellen-Verlag, Königsbrunn (Bz. Dresden)

Wie in einem Taumel hatte Benedikt das Haus des Geheimrats verlassen. Nun war ja der höchste Wunsch seines Lebens erfüllt. Die Welt sehen! Der Wissenschaft dienen!
Während er langsam seiner bescheidenen Junggefellenswohnung zuschritt, dachte er unwillkürlich zurück.
Als Junge hatte es Zeiten gegeben, in denen er seiner Mutter geküßt hatte, weil sie mit ihm, dem junggeheiraten Bauernsohn, höher hinaus wollte und ihn zwang, anstatt draußen in Gottes freier Natur zu lauern, sehr für Jahr bei fremden Leuten in Münster in Pension zu sein und die Schulbank zu drücken. Jetzt schätzte Benedikt und war der Mutter dankbar. Wenn nun die Bauernwagen vorüber-führten und die Männer in groben Kitteln, die Geisler vor-hältnismäßig jung mit Furchen durchzogen, auf dem Bod-sämen, dann glitt des jungen Professors Blick an seinem feinen Anzug hinunter, und er lächelte.
Aber — gerade in dieser Stimmung dachte er an die Eltern, die er ein halbes Jahr nicht gesehen und von denen er nun auf so lange Zeit fortziehen sollte. Er hatte noch einige Tage Urlaub und eine Stunde später ließ er schon im Zuge nach Denabrid, kam in aller Herrgottsfrüh dort an und — wanderte nun auf den heimatischen Heidehof zu.
Hier Stunden waren vergangen; jetzt traunte ihn nur noch ein kleiner Berg, der sich vor ihm aufstürzte, vom Heidehof. Zur Seite des Berges aber lag ein kleines, kümmerliches Häuschen: der Heidehof. Einen Augenblick überlegte Benedikt. Im Heidehof war doch die kleine Maria? Das heißt, klein war sie ganz sicher nicht mehr; denn sie hatten ja eine gemeinliche Kindheit verleben, wenn auch das Mädel um fünf Jahre jünger war. Damals hatte er das ganze Ding oft gegen rötliche Jungsgrinsen ver-leibet. Jetzt war sie wahrheitsgemäß irgendwo schon selbst fleißige Bauern. Wie doch die alten Kindheitsentwürfungen lebendig wurden. Nun saß sie in die Laune, jene Kameradin seiner Jugend wiederzuleben; vielleicht war es auch ein wenig Gießel. Ihr zu sagen, was aus ihm geworden.

Erstes Kapitel.
Der junge Doktor Benedikt Unterwiesmann wanderte aus den letzten Vorortsvierteln von Münster in den warmen Herbstmorgen hinaus. Im Bürgerpark war es in der Frühe noch einsam, und nur die Bäume sangen ihrelieder. Von der kleinen Kapelle der Pflegenstiftung auf dem Gertrudenberge klang die Glocke zur Frühmesse, und der Herr Doktor schritt nun mit frohem Herzen auf die Ebnisse hinaus; er hatte auch allen Grund, froh zu sein. Gestern abend hatte ihn Geheimrat Westgenus, bei dem der junge Gelehrte als Assistent an dem bakteriologischen Institut der Universität Münster arbeitete, zu sich gerufen: „Lieber Doktor Unter-mann! Ich habe gute Nachrichten für Sie! Mit Ihrer Tätig-keit als mein Assistent und als Privatdozent hier in Münster ist es aus!“
„Wie?“
„Sie sind vom 1. April nächsten Jahres als zunächst außerordentlicher Professor mit dem Auftrag, Kollegs über Bakteriologie zu halten, und gleichzeitig als Leiter des dor-tigen bakteriologischen Instituts nach Greifswald versetzt.“
„Herr Geheimrat?“
„Sie noch nicht alles. Ihre letzte Arbeit über die Er-reger des gelben Fiebers ist mit großem Interesse aufge-nommen worden und Ihnen ist ein Stipendium ausgesetzt, um ein halbes Jahr lang die noch von dieser Krankheit be-sonders heimgelesenen Länder im Norden Brasiliens zu be-reisen und an Ort und Stelle zu forschen. Sie müßten aller-dings bereits am 5. Januar mit dem Dampfer „Serra Nevada“ ausreisen und die sechs Wochen, die Ihnen noch verbleiben, benutzen, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Sie werden am besten tun, mit den einschlägigen Instituten in Berlin und dem Institut für Tropenkrankheiten in Ham-burg Rücksprache zu nehmen. Außerdem müssen Sie sich die not-wendigen Ausstattungsgegenstände und Instrumente für die Reise in das Innere beschaffen. Sedenfalls herrschen Glückwünsche! Nun kann ich ja sagen: Mein lieber, junger Kollege.“

stags
er 1935

eiten

jährige R
nd im No
zum stän
mmen.
Kraft, sich
Leibe ver
zum Opfe
her, als
und beim
ab in
and
Kraft
wohl
ehe ihn

Landes-
es heißt,
Wahrneh-
er Ereign-
le Preise
n. Eine
rhörung
eute als
agskom-
lig be-
armung

durch
Reffer-
de ins
laufen
seffelt

dem
beim
tizer

Erd-
von
ha-
icht

Das war allerdings bei Benevitt Untermain sonderbar, als es sonst bei einem jungen Mannem gewesen; denn der junge Doktor, der mit geradem sonderbarer Weise begabte seinen Wissenschaften lebte, war — vielleicht war es ein Fehler seiner bürgerlichen Herkunft — ein einsamer Mensch und ging jedem menschlichen Wesen in großem Maßen aus dem Wege. Wenn seine Kompositionen ihn bewegten, so sprach er, erwiderte er: „Unfinst! Dazu habe ich keine Zeit.“ So betrat er meine Wissenschaft als etwas ebenbürtiges wie den Kritiker und habe mich freudig zum Zuhörer bekant. So habe ganz einfach seine Zeit, mich zu vertreiben, und für solche Kinder auf gar kein Verstand.

Der beim Schuttenhof standen Mädeln, und nun fiel ihm ein, daß er zufällig in der Zeitung gelesen, daß der alte Schuttenhof gestorben sei. Es war ihm nicht weiter nachgegangen, aber jetzt trat er in das ansehnliche Haus ganz verlassene Haus.

Im einer kleinen, schon herrlich entblätterten Laube lag ein junges, schlankes Mädchen und schaute mit großen, braunen, weisenden Augen in die Ferne. War das Maria? Sie konnte es wohl sein. Sie hatte sie sich entwirrt! Scham, hochgewachsen, von kräftiger, gelinder Gestalt.

„Sie verzeihen.“
„Das Mädchen spricht auf und starrte ihn an, aber sie erkannte ihn nicht.“
„Sie sind Maria Schutten?“
„Das bin ich.“
„Sie sind Maria Schutten?“
„Benevitt — Sie verzeihen.“

Maria war tot geworden.
„Ich habe mein Studium beendet und bin als Professor nach Greifswald berufen. Das will ich meinen Eltern sagen, und so kam ich hierher.“

Mährend Marias Augen sich wieder mit Tränen füllten, hatte er ihre Hand gefaßt und sprach nun ein paar gute, warme Worte über den Tod des Vaters. Maria weinte leise, während sie einen Tag später gekommen, Sie hätten hier fremde Menschen gefunden.

„Erlauben Sie, daß ich mich etwas zu Ihnen setze?“
„Gut,“ sagte Maria, „ich habe Sie nicht als einen Fremden empfunden, und nun sitzen Sie, wie einst als ein Bruder, in der Laube zusammen.“

Sie hatte wieder viele traurigen Augen.
„Ich bin eigentlich unheimlich. Ich soll es ja gut haben. Meines Vaters Bruder war Arzt. Er ist schon vor einem Jahre verstorben, und nun will die gute Zante mich zu sich nehmen. Vater war lange krank, und als er starb, habe es sich heraus, daß der Hof fast verfallen war. Ich habe mich selbst da, und nun will die Zante, die in Dankschuld eine hübsche kleine Villa besitzt, für mich sorgen. Ich erwarte sie jeden Augenblick mit dem Auto. Nicht wahr, da habe ich doch allen Grund, meinem Schicksal dankbar zu sein?“

„Gut.“

„Sie meine laut auf.“
„Und dennoch ist mir so weh um das Herz. Sie werden mich auch nicht verstehen. Ich fürchte mich vor der Zante. Ich habe es ja so lieb, so unendlich lieb, unter kleinen Haus. Und wenn es alt ist und schlecht, es ist das Haus, in dem ich geboren! Das Haus, in dem ich meine Jugend verleben, das Haus, in dem ich mich nicht so sehr wehnen! Schen Sie, das Pfandhaus hier habe ich betret, jeden Stein auf den Felsen hat mein Vater gestiftet. Ich bin verwunden mit jeder Schelle der Erde. Und nun ist alles vorbei! Seit hundert Jahren war ein Schutten in diesem Hofe, nun wird ein Fremder hier wohnen. Es ist mir so, als müßten die braunen Erbschollen selbst darunter leiden!“

„Sie war aufgestanden, wandte sich ab und presste die Hände vor ihre Augen.“
„Sagt habe ich meine Liebe, liebe Heimat verloren.“
„Versand Benevitt Untermain ihren Schmerz? Schen falls nicht so ganz, aber er fühlte, daß dieser Schmerz etwas seltsames hatte und — daß ihm die Welt fehlte, so zu pendeln. Ein Auto sollte heran und hielt jetzt vor dem Tore. Eine alte Dame mit einem lieben, mütterlichen Gesicht,

tiag heraus und blieb verwundert stehen, als sie das junge, weinende Mädchen sah, vor dem der Professor stand und ihre beiden Hände gefaßt hielt.

„Herr Doktor Untermain?“

„Frau Camillius, Schutten kannte den jungen Professor aus der Zeit, als ihr Mann noch lebte und Benevitt in ihrem Hause verweilte.“

„Gut,“ sagte Frau, ein Zufall führte mich hierher. Mein Vater ist der Seidensamler, zwischen hinter dem Bogen. Maria Schutten und ich sind einst gekommen in die Schule gegangen.“

„Nun also, dann darf ich vielleicht hoffen, daß Sie mit mir beisehen werden, ihr über den Tod ihres Vaters hinwegzuheilen. Sie soll es nicht schmerz haben. Am Morgen.“

„Sagt umfänge Sie das weinende Mädchen.“

„Besser wirt zu es haben! Brauchst nicht mehr so schwer zu arbeiten! Nicht erst ordentlich aufstehen! Nicht so gar nicht, wieviel es schon fühlte, und höher man in der Stadt lebt. Nicht es schon fühlte.“

„Gut,“ sagte Frau, du bist ja so gut.“

Maria sprach sich zu einem neuen Gefühl, und der Professor schied sich zum Gehen an.

„Nicht wahr, Sie besahen uns einmal? Es wird Maria wohnen, einen Zurechtsetzen zu sehen.“

„Er sagte Marias Hand, und nun sah sie ihn an. Es war ein so trauriger Blick, als wollte er sagen: Du mußt mich verstehen! Du bist ja auch Bauerstochter! Du mußt fühlen, was ich erleide!“

Benevitt Untermain ging in tiefen Gedanken den Berg hinan.

Als er sich umdrehte, sah er, wie das Auto wendete und mit den beiden Frauen gut Stadt zurückfuhr. Dieses unerwartete Wiedersehen mit seiner Zurechtsetzen hatte ihn fast erregt. Nicht, daß sie ein so schönes Mädchen geworden. Das hatte er kaum gesehen. Es war auch nicht Marias erbliche Schönheit, die ihn erregte, sondern etwas ganz anderes. Hier war ein junges Mädchen, das früher bisher schwer hatte arbeiten müssen, dort unten ein altes, fast baufälliges Haus, ein kleiner, verfallener Hof voller Sorgen. Da war eine glühende, mütterliche, alte Dame, die diesem Mädchen eine ungewöhnlich viel angenehme Zukunft bot. Und in den Augen dieses Mädchens, die ihn noch im letzten Augenblick des Abschiedes so verzweifelt angeblickt, lag ein so tiefer Schmerz. Nicht um den Vater — nein, um die Heimat, die sie verlassen sollte.

Was mußte Benevitt Untermain von einer Heimat? Wie war es möglich, daß ein Menschenkind von einer Heimat? Er sollte hängen konnte? Aber dieser tiefe Schmerz, dieses heimliche Losgerissenwerden von ihrem inneren Zentrum, hatte für ihn etwas Großes, Unheimliches. Vor ihm lag jetzt der Seidensamler. Stattdessen sah er aus mit seinem gebeligen Erbrochen, über das sich die beiden Geraden mit den unruhigen, rothgeglühenden Pfeilspitzen kreuzten, über dem anberausgelegt erhoben. Eine uralte Grinnende, ein heiliges Seiten. Jetzt um das Kind lag der Hof da, denn nach alter Gewohnheit stand unter dem Dach auf der einen Seite die Wohnräume, auf der anderen die Kuchentische, während die geräumige Diele, in der auch die Feuerstelle des Herdes stand, den Mittelpunkt bildete. Neben dem Saale brach sich, vom Dach getrieben, das Windrad, denn der Bauer Untermain war ja gleichzeitig auch Müller. Um den Hof herum lagen die Felsen. Stille wurden von starken Döfen gezogen, und brühen auf dem Mehlstein weichen Kinder und Schafe.

Benevitt Untermain blieb wieder stehen und blickte hinab. Das war doch ein ganz anderer Blick als der Schuttenhof! Jetzt fiel ihm ein, wie der Großvater, der, solange er selbst Kind war, im Dörsel neben dem Hof gelebt, den Kindern von früheren Tagen erzählt hatte. Wie schon über dreihundert Jahre ein Untermain hier gewohnt! Wie noch der geräumigen Zeit des Dreißigjährigen Krieges bald schmückte, bald überreichliche Baumstämme hier gepflanzt und gerodet hatten. Wie sie einmal einen Untermain brinnen in der Diele, den Hof nach unten, über dem Herdfeuer verbrannt hatten.

Die Kinder hatten zugehört, wie man eben Marias lauschte, und je länger der junge Student auf der Universität gewarnt war, desto mehr hatte er in den Felsen empfinden, wieviel besser doch das Leben brinnen in der Stadt war. Und auch jetzt, als er nun hinabschickte, suchte er in seinem Herzen vergebens nach der Stimme, die Maria Schutten so deutlich und nachdrücklich empfunden.

Benevitt Untermain trat in das Haus. Am Abend in der Diele stand die Stuhlmutter, nicht die Bäuerin.

„Wo ist die Mutter?“

Der Postschreiber

Sturgeschichte von Peter Müllers

„Gut,“ fragten Commer, verzeihen Sie nicht, der Postschreiber in den Felsen zu weilen. Dort klappt die Liebesgeschichte morgen nicht.“

Der Schreiber, der Stuhler der Firma starrte zögernd, kam aus seinem Zurechtsetzen und legte den gelben Stuhlmutter auf die Erde von der Commer's Schreibratschenschrift.

„Sagt, was noch etwas?“ fragte er.
„Nichts,“ antwortete Commer's Schreiber.
„Sagt, Schreiber, was noch etwas?“ fragte er.
„Sagt, Schreiber, was noch etwas?“ fragte er.
„Sagt, Schreiber, was noch etwas?“ fragte er.“

Die Zeit lag hinter ihr ins Schloß. Sie blickte den Schuttenhof hinan und alle die Zurechtsetzen. Der Postschreiber lag unter ihr auf der Erde des Schreibratschenschrift und schimmerte bläulich durch die beginnende Dämmerung.

Einige Minuten nach halb zwölf verabschiedete sich Erich Stramm von der Zeit der Zurechtsetzen. Sie hatten einen herrlichen Abend hinter sich. Sie waren hinabgegangen an einen Bach, hatten gelacht und im Wald gelacht, hatten in einem Bärenschrei gelacht und, anschließend mit einem Mädel vor eine Mädelstube hin. — sehr schön.

„Nicht wahr?“ fragte Erich, „sagte er, „Die Geschichte ist doch noch einfach. Du hast den Schuttenhof zum Hof, nicht? Also fahen wir hin und haben den Hof. Ich bringe ihn dann zur Schuttenhof. — komm!“

„Nicht wahr?“ fragte Erich, „sagte er, „Die Geschichte ist doch noch einfach. Du hast den Schuttenhof zum Hof, nicht? Also fahen wir hin und haben den Hof. Ich bringe ihn dann zur Schuttenhof. — komm!“

„Nicht wahr?“ fragte Erich, „sagte er, „Die Geschichte ist doch noch einfach. Du hast den Schuttenhof zum Hof, nicht? Also fahen wir hin und haben den Hof. Ich bringe ihn dann zur Schuttenhof. — komm!“

„Die Bäuerin ist in der Stube.“
Er trat in das niedere Gemach mit leichten zum Zeit schon vom Alter gebogenen Beinen. Jetzt wunderte er sich, daß nicht nur die Mutter, sondern auch der Vater brinnen war. Die Mutter, eine hagere, große Frau mit etwas spärlichen Zügen, sah am Fenster und hatte einen Stoß Zurechtsetzen vor sich, den sie zu fortsetzen schien, während der Vater am Tisch saß und im Stuhlbuch blätterte.

(Geschichte folgt)

Der Postschreiber

Sturgeschichte von Peter Müllers

„Gut,“ fragten Commer, verzeihen Sie nicht, der Postschreiber in den Felsen zu weilen. Dort klappt die Liebesgeschichte morgen nicht.“

Der Schreiber, der Stuhler der Firma starrte zögernd, kam aus seinem Zurechtsetzen und legte den gelben Stuhlmutter auf die Erde von der Commer's Schreibratschenschrift.

„Sagt, was noch etwas?“ fragte er.
„Nichts,“ antwortete Commer's Schreiber.
„Sagt, Schreiber, was noch etwas?“ fragte er.
„Sagt, Schreiber, was noch etwas?“ fragte er.
„Sagt, Schreiber, was noch etwas?“ fragte er.“

Die Zeit lag hinter ihr ins Schloß. Sie blickte den Schuttenhof hinan und alle die Zurechtsetzen. Der Postschreiber lag unter ihr auf der Erde des Schreibratschenschrift und schimmerte bläulich durch die beginnende Dämmerung.

Einige Minuten nach halb zwölf verabschiedete sich Erich Stramm von der Zeit der Zurechtsetzen. Sie hatten einen herrlichen Abend hinter sich. Sie waren hinabgegangen an einen Bach, hatten gelacht und im Wald gelacht, hatten in einem Bärenschrei gelacht und, anschließend mit einem Mädel vor eine Mädelstube hin. — sehr schön.

„Nicht wahr?“ fragte Erich, „sagte er, „Die Geschichte ist doch noch einfach. Du hast den Schuttenhof zum Hof, nicht? Also fahen wir hin und haben den Hof. Ich bringe ihn dann zur Schuttenhof. — komm!“

„Nicht wahr?“ fragte Erich, „sagte er, „Die Geschichte ist doch noch einfach. Du hast den Schuttenhof zum Hof, nicht? Also fahen wir hin und haben den Hof. Ich bringe ihn dann zur Schuttenhof. — komm!“

„Nicht wahr?“ fragte Erich, „sagte er, „Die Geschichte ist doch noch einfach. Du hast den Schuttenhof zum Hof, nicht? Also fahen wir hin und haben den Hof. Ich bringe ihn dann zur Schuttenhof. — komm!“